Zeitschrift: Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft

Herausgeber: St. Gallische Naturwissenschaftliche Gesellschaft

Band: 34 (1892-1893)

Nachruf: Professor G. Theobald und die geologische Erforschung des Kantons Graubünden

Autor: Walkmeister, C.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

XI.

Professor G. Theobald

und die

geologische Erforschung des Kantons Graubünden.

Von

Chr. Walkmeister.

Der Mensch gleicht dem Boden, auf dem er geboren. Der Boden, der seine Vorfahren genährt, in dessen Schoss sie ein letztes Ruheplätzchen gefunden, um andern Platz zu machen, er drückt allen Generationen denselben Stempel auf, an dem jedermann sie erkennt, und lange dauert es, bis dieser Stempel selbst im Treiben der Grossstadt abgeschwächt wird, ohne jemals völlig zu verschwinden.

Wer den Charakter eines Volkes gründlich kennen und richtig beurteilen lernen will, der hat in allererster Linie den Boden, auf dem dasselbe lebt und webt, liebt und leidet, zum Gegenstande seines Studiums zu machen. Er wird dadurch vor einem harten Urteile bewahrt, und gar mancher Zug, der ihm sonst unerklärlich geblieben wäre, wird ihm verständlich werden.

Man hat den Bündner schon als finster, in sich gekehrt, verschlossen bezeichnet. Wer von hoher Bergspitze aus das Gebirge überblickt, wird sich sagen müssen, dass der Boden denselben Charakter zeigt. Es ist etwas Starres, Verschlossenes in diesen gewaltigen Massen, die sich tiefernst in die Wolken erheben.

Es hat zwar oft den Anschein, als ob der Fremdenstrom, die Entdeckungen der Neuzeit etc. diese innigen Bande zwischen dem Boden und seinen Bewohnern immer mehr lockern; allein die Natur lässt sich nicht auf die Dauer meistern. Das Verhältnis mag sich modifizieren; aber ausmerzen lässt sich der Einfluss des Bodens auf den Menschen nie und nimmer. Und je weiter man vorwärts schreitet in der Kenntnis der Völkerschaften, wird man immer mehr auch den Boden, den jene bewohnen, wissenschaftlich zu durchforschen haben.

Als die englische Touristenwelt schon lange nach dem Berneroberlande pilgerte, galt der Kanton Graubünden noch immer als ein Land wenn auch nicht gerade der Spitzbuben und Gauner, so doch als ein Land, in welches man vielleicht hinein, aber nur durch ein Wunder Gottes wieder herauskommen könne. Geologen sind es gewesen, die Graubünden dem Fremdenverkehr erschlossen haben. Und unter ihnen glänzt als erster Stern der Name Theobald. Er hat in seiner reichen Arbeit, die ganz seinem Adoptivvaterlande gehörte, zwei Zwecke dadurch erreicht, dass er sich nicht damit begnügte, nur den Boden wissenschaftlich zu erforschen, sondern dass er auch dem Volk und seinem Leben in Geschichte und Sage mit feinem Gefühle nachging und Volk und Land in einem Gesamtbilde darstellte, das noch für lange als ein Muster und Vorbild dastehen wird.

Als es sich in Chur um die Anstellung eines Lehrers der Naturwissenschaften handelte, schrieb Schulinspektor Röder, der von 1820 bis 1838 als Professor an der Kantonsschule eine ausgezeichnete Wirksamkeit entfaltete, und dem das Schulwesen des Kantons unendlich viel zu verdanken hat, an den Erziehungsrat Graubündens: „Meine Herren! Wenn für Theobald keine Stelle an der Kantons-

schule vorhanden sein sollte, so müsst Ihr für ihn eine neue Stelle schaffen; denn Theobald ist der Mann, welchen der Kanton Graubünden nötig hat."

Das war ein prophetisches Wort! Alt Fry Rhätien hatte in der Tat einen Mann nötig, der es verstand, die eigenartige Schönheit des Landes, das eigenartige Volksleben in ebenso naturgetreuer als anziehender Form zu schildern; die Notwendigkeit wuchs erst, als das Land den lebhaften Transitverkehr verloren und die Einnahmsquellen eine nach der andern zu versiegen drohten. Da kam der Naturforscher und stellte sich mit der ganzen Kraft seines Feuergeistes und eisernen Willens in den Dienst des Landes und der Wissenschaft.

Bevor wir auf das Leben und die Wirksamkeit dieses Mannes näher eintreten, mag ein kurzer Überblick gegeben werden über das, was in Bezug auf die Durchforschung der rhätischen Gebirge gethan worden war, ehe der neue Arbeiter auf diesem weiten Felde seine grosse Thätigkeit entfaltete. Wir werden dadurch in den Stand gesetzt, seine Arbeit und seine Verdienste um das Land besser zu würdigen.

Der uralte Bergbau, der in den bündnerischen Alpen zu verschiedenen Zeiten betrieben wurde, machte es notwendig, sich mit dem Aufbau der Gebirge, mit den petrographischen Verhältnissen vertraut zu machen. Die Gier, Gold zu finden, das Rennen, dem Bergesalten die edeln Schätze zu entreissen, liessen aber die Forscher einzig nach dieser Richtung hin ihre Aufmerksamkeit konzentrieren; alles andere blieb unbeachtet und unberücksichtigt. Von einer planmässigen Arbeit konnte nicht gesprochen werden. Die geologischen Bemerkungen über Bünden, wie wir sie in Haquets Alpenreisen zerstreut vorfinden, beziehen sich beinahe ausschliesslich auf den Bergbau. Wäre aber der gute

Wille, Licht in dieses Chaos der Berge zu bringen, auch vorhanden gewesen, so hätten einer derartigen Arbeit unübersteigliche Hindernisse im Wege gestanden. Der höchst unregelmässige Aufbau der Gebirge, ihr unregelmässiger Verlauf machte die Aufnahme guter Karten mit den damaligen mangelhaften Hilfsmitteln unmöglich. Die Forscher würden umsonst nach Anhaltspunkten gesucht haben; denn die Kenntnis der Ostalpen lag noch in den Windeln, und von den Central- und Westalpen, in welche die Wissenschaft bereits vorgedrungen war, wichen sie in ihrem Bau und ihrer Verwicklung allzusehr ab.

Im weitern war das Reisen in diesen Gebirgen mit ausserordentlichen Schwierigkeiten verbunden, weshalb wir es den damaligen Reisenden nicht verargen können, wenn ihnen Bünden als ein wildes Land vorkam. Erzählt doch Studer noch über die Unzugänglichkeit der Bewohner gegen Fremde folgendes Beispiel: „Die beiden Male, die wir Erosa besuchten, 16. Juli 1834 und 15. August 1835, fiel unsere Durchreise leider mit der Heuernte zusammen. Um keinen Preis waren die auf den Wiesen arbeitenden Thalbewohner zu bewegen, einen Augenblick die Arbeit zu verlassen und uns ein Haus zu öffnen. Selbst der Eigentümer des sogenannten Wirtshauses blieb so unerschütterlich wie die andern.“

Die Steinklopfer wurden von jeher besonders scheel angeschaut. Der Bergbewohner war leicht zu der Anschauung geneigt, man wolle die Schätze wegführen; dann erscheint ihm selbst jetzt noch das Herumkrabbeln an den Felswänden, wo ein einziger Fehltritt den sicheren Tod zur Folge hat, als Gottversuchung. Noch in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts begegnete es Theobald, dass eine hochangesehene Frau, die ihn an der Küpfenfluh hatte herumhämmern sehen, die Thüre der Alphütte verriegelte, als sie

ihn kommen sah. Um keinen Preis wollte sie den „Verrückten“ in die Hütte lassen. Sogar als der Sohn den Forscher als seinen ehemaligen Lehrer warm begrüsste, konnte die Frau sich nur schwer mit dem Gedanken vertraut machen, dass ein gelehrter Herr wegen Steinen Leib und Leben wage und seine Freude daran finde, Steine herumzuschleppen.

Die Bewohner der Gebirge beschränkten sich darauf, dem Boden das kümmerliche Brot abzuringen. Sie bekümmerten sich nur so weit um Weg und Steg im Gebirge, als dies mit ihrer Beschäftigung, der Jagd oder Viehhut, zusammenhing; weiter ging ihr Wissensdurst in dieser Hinsicht nicht, und die Forscher waren gezwungen, fremde Führer mitzubringen oder selbst die Pfadfinder zu machen. So brachten Studer und Escher Führer aus dem Glarnerlande mit. Die Hauptschwierigkeit lag aber im Gebirge selbst. Die Thalgehänge sind bis weit hinauf bewachsen, und um die Natur des Gebirges, das Streichen und Fallen der Schichten zu studieren, muss man die Gipfel und Rücken der Gebirge erklimmen oder in ihr Inneres einzudringen suchen. Diese Umstände wirkten mit, dass Studer noch 1836 sagen musste: „Unter allen im Gebiete der Schweiz liegenden Gebirgen sind die Bündneralpen bis jetzt am meisten vernachlässigt worden. An malerischer Schönheit weit ärmer als die naheliegenden Schweizergebirge und kaum auf den Hauptstrassen nach Italien die Bequemlichkeiten darbietend, die gegenwärtig der Reisende in den Alpen zu finden gewohnt ist, liegen sie ausserhalb dem Karawanenzug der englischen Pilger, und man kann sich rühmen, die Schweiz gesehen zu haben, wenn man auch weder von den alten Erzgruben am Rothorn, noch von der toten Alp zu erzählen weiss.“

Wenn wir einen Blick auf die geologische Karte werfen, so muss uns sofort das wirre Durcheinander der Farben auf-

fallen. Dies entspricht voll und ganz der Wirklichkeit. Wohl in keinem Teile der Alpen finden wir diese bunte Mannigfaltigkeit der Gesteinsarten durcheinander gewürfelt. Ihr entspricht der orographische Aufbau und der Verlauf der Gebirge. Nur sehr selten treffen wir auf Leitfossilien, die die Altersbestimmung möglich machen. Mitten aus dem Bündnerschiefer brechen Eruptivgesteine, welche jenen teilweise umgewandelt haben, hervor. Ältere Felsarten legen sich über jüngere in einer Regellosigkeit, die man nur selten an einem andern Ort auf so engem Raume finden wird.

„So grossartig und zugleich so vollkommen evident und so leicht auch dem ungeübtesten Bergsteiger erreichbar, lässt sich die Auflagerung granitischer Gesteine auf petrefaktenführenden Sekundärbildungen in europäischen Gebirgen kaum zum zweiten Male beobachten, wie auf dem Rücken von Gravasalvas am Septimerpass“ sagt Studer.*

Und an einer andern Stelle**: „Wie in einer kolossal ausgeführten Kopie der Blauen Koppe oder des Ziegenberges greifen die dunkeln Gesteine des Rothorns auf beiden Seiten über die weissen Kalkfelsen des Weisshorns und Valbellahorns; man kann diese fast bis in die Axe des Rothornstocks verfolgen, und dass es wirklich Urfelsgesteine sind, die den Kalkstein bedecken, bezeugen eben die Blöcke, von denen man sich umgeben sieht. Nur ungünstigen Lichtverhältnissen ist es zuzuschreiben, dass die berühmten Geologen, die in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts wiederholt die Strasse von Parpan durchwandert haben, diese Verhältnisse unbeachtet liessen; sonst wäre gewiss das Parpaner Rothorn

* Denkwürdigkeiten der Schweizer. Naturforschenden Gesellschaft, III. Band pag. 57.

** Ibidem, I. Band pag. 29.

und nicht Christiania oder Pedrazzo die Wiege der Hebungstheorie geworden."

Im Gebirgsstock eingerahmt von der Plessur im Norden, dem Davoser Landwasser im Osten und Süden und der wilden Rabiosa im Westen, treffen wir auf eine Mannigfaltigkeit der Gesteine, wie nirgends sonst in den Alpen, und die Lagerungsverhältnisse bilden wohl für lange noch eine harte Nuss. Diese Schwierigkeiten sind aber für den Geologen das, was für den Bergsteiger die Gefahr; sie reizen immer mehr, je eingehender man sich mit ihnen beschäftigt. Wahrlich, nicht zufällig hat Theobald in seinen Naturbildern der Betrachtung des Plessurgebirges das Dichterwort als Motto vorgesetzt:

„Graue Felsengestalten, ich grüss euch, ihr Zeugen der Vorwelt.
Wo in chaotischem Kampfe das Meer und das Feuer der Tiefe
Bildeten, was aus dem Schosse des Abgrunds zum Lichte emporstieg,
Zeig uns, heilige Natur, den Pfad zur verborgenen Werkstatt,
Wo sich auf deinen gebietenden Wink die schaffenden Kräfte
Leben aus Tod und Zerstörung bereitend und formend bewegen."

Schon vor Studer und Escher beschäftigte sich der grosse Staatsmann und Philanthrop Ulysses von Salis-Marschlins mit dem Bau der Bündneralpen. Seine Untersuchungen hat der Forscher im „Sammler" und in der „Alpina", zwei hochgeschätzten Zeitschriften, niedergelegt. Ferner hat Hans Konrad Escher von der Linth Bünden kreuz und quer durchzogen, immer untersuchend und sammelnd, und es ist nur zu bedauern, dass derselbe seine Untersuchungen nicht im Zusammenhange verarbeitete. Viele seiner Beobachtungen finden

sich in Ebels Schriften wieder. Wie denn von Escher rühmend hervorgehoben wird, dass er seine Beobachtungen und Zeichnungen bereitwillig jedem mitteilte, der sich um die Sache interessierte. Nicht vergessen sei hier auch der Mönch von Disentis, Placidus a Spescha, der Naturforscher in der Kutte, dessen Leben und Wirken den sprechenden Beweis dafür ablegt, dass der kindliche Glaube an Gott und die Erforschung seiner Werke sich gar wohl miteinander vertragen. Hat die Wissenschaft seine Anschauungen über die Entstehung der Gebirge und deren Bau auch weit überholt, ihm bleibt doch das Verdienst, der erste gewesen zu sein, der es unternommen, das wilde Land wissenschaftlich zu untersuchen und zu beschreiben.

Im Anfang unseres Jahrhunderts besuchte der grosse Schüler A. G. Werners, Leopold von Buch, zu wiederholten Malen die rhätischen Alpen. In zwei Abhandlungen legte er die Resultate seiner Studien nieder. In den beiden Arbeiten: Profile über den Bernina und Splügen lieferte der grosse Gelehrte wichtige Beiträge zur Kenntnis dieser Gebirge. Studer sagt: „Wir müssen es nur bedauern, dass es Herrn von Buch nicht gefallen hat, diesen Teil der Alpen ebenso wie das südliche Tirol zum Gegenstand einer ausgedehnten Arbeit zu machen.“

Zwei Jahrzehnte später kommen Studer und Escher. Ihre bezüglichen Arbeiten sind im I. und III. Band der Neuen Denkschriften der Schweizer. Naturforschenden Gesellschaft niedergelegt. Im Jahre 1833 stieg Studer aus den Thälern der Bergamasker Alpen ins Veltlin herüber; durch das Bergell herauf kam er nach dem Engadin. „Da trat mir“, sagt er, „am Silsersee und später im Oberhalbstein zuerst das hohe Interesse dieser Gegenden lebhaft vor die Augen. Ihnen vorzüglich und den angrenzenden Gebirgen von Avers, Albula

und Davos wurden dann mehrere Wochen des folgenden Sommers gewidmet.“ In den zwei nächsten Jahren wurden die Forschungen in Gemeinschaft mit H. A. Escher fortgesetzt. Letzterer widmete später seine Thätigkeit namentlich auch der Erforschung der Gebirge des Vorderrheinthals, ganz besonders des Tödigebietes.

Zwei Jahrzehnte später erschien Theobald, der die begonnene Arbeit weiterführte. Waren auch viele Schwierigkeiten, mit denen seine Vorgänger zu kämpfen hatten, glücklich gehoben, so harrte seiner doch noch Arbeit in Fülle.

Die Ostalpen waren durch die österreichische Reichsanstalt gründlich durchforscht worden. Die Topographie Bündens hatte in der Dufourschen Karte eine musterhafte Darstellung gefunden. — So stand es mit der geologischen Erforschung des Kantons Graubünden, als der Mann kam, den der Kanton brauchte.

Abgesehen von der Arbeit, die Theobald als Erforscher der Bündner Alpen leistete, bietet sein Leben des Interessanten so viel, dass es sich wohl lohnt, sein Lebensbild in weiterem Rahmen zu zeichnen, und weil sein ganzes Leben und namentlich seine Thätigkeit im Kanton Graubünden so enge mit seinem übrigen Wirken, Denken und Schaffen verknüpft ist, so verweben wir auch im Bilde die geologische Thätigkeit mit der Darstellung seines Lebens- und Studienganges.

Die Wiege unseres Naturforschers stand im Pfarrhause von Altendorf unweit Hanau. Hier erblickte er am 21. Dezember 1810 das Licht der Welt. 1819 wurde der Vater, Adam Theobald, als Pfarrer und Metropolitan nach Hochstadt versetzt. Derselbe gehörte der rationalistischen Richtung an. Reiches Wissen, eine allseitige gediegene Bildung, gepaart mit einem tiefen Gemüt und reiner Güte des Herzens

zeichneten ihn vor vielen seiner Amtsbrüder aus. Besondern Einfluss hatte die Mutter, eine Frau von hoher geistiger Begabung, auf den Knaben.

Im Pfarrhause zu Hochstadt gingen viele berühmte, geistvolle Männer ein und aus. Der Knabe lernte als stummer, aber aufmerksamer Zuhörer früh schon die Fragen kennen, die damals die Welt bewegten. Hier legte er den Grund zu seinen spätern freien Anschauungen in religiösen und politischen Dingen, hier erwachte auch die Liebe zur Natur. Wie Grässli hinausgeht, um im Fringeli nach den eigentümlichen Schnecken und Muscheln zu suchen, so macht es auch Theobald. Tagelang durchstreift er Feld und Wald, sammelt alles, was seinen Kinderaugen würdig erscheint, gesammelt zu werden. Kein Baum ist ihm zu hoch, kein Graben zu tief. Zu Hause angelangt, begnügt er sich nicht mit der Aufstellung seiner Schätze, sondern untersucht dieselben mit einer Gründlichkeit, die jetzt schon auf den zukünftigen Forscher schliessen lässt.

Unter der Leitung des Vaters, der seinerzeit an fürstlichen Höfen als Hauslehrer thätig gewesen und deshalb fähig war, den Sohn ins Studium einzuführen, bereitete sich Theobald auf den Eintritt in eine obere Klasse des Gymnasiums zu Hanau vor. Hier lernte er Désor kennen. Den Freundschaftsbund, der zwischen den beiden geschlossen wurde, löste erst der Tod. Désor sagt von seinem Freunde: „Theobald zeichnete sich als Schüler aus durch Tüchtigkeit und Pflichttreue; trotzdem er der Jüngste in der Klasse war, nahm er doch bald die erste Stelle unter den Schülern ein und wurde von den Lehrern oft als nachahmungswürdiges Muster hingestellt.“ Wie überall war damals auch auf dem Gymnasium zu Hanau für die Naturwissenschaften kein Raum, und Theobald musste seine Neigung auf selbstgesuchten

Pfaden zu befriedigen suchen. Eine Anekdote aus der Gymnasialzeit mag diese Verhältnisse näher illustrieren. Theobald erzählt: „Wir hatten einen deutschen Aufsatz zu liefern. Das Thema lautete: Gedanken beim Anblick eines blühenden Obstgartens. — Während meine Mitschüler sich grösstenteils in dichterischen oder prosaischen Ergiessungen ergingen, behandelte ich das Thema ganz nüchtern vom botanischen und einem gewissen pflanzenphysiologischen Standpunkt aus. Was war das Resultat bei der Censur der Aufsätze? Der weise Magister lobte die andern Schüler mehr oder minder; mir bemerkte er mit strengem Tadel: Dir wird in Berücksichtigung deiner anderweitigen guten Arbeiten für diesmal gar keine Note gegeben; denn für das dumme Zeug in dem Aufsatz wäre auch die schlechteste Note noch zu gut.“

Im Jahre 1827 ging Theobald nach Marburg, um Theologie zu studieren. Hier herrschte die rationalistische Schule. Der gelehrte Krimskrams, mit dem die Köpfe gefüllt wurden, der aber das Herz kalt und leer liess, die Wortklaubereien in der Textkritik, der Streit um Worte, über dem die Perlen immer mehr in Schutt versanken, die trockene Dogmatik, all dies war nicht im stande, das Gemüt des jungen Theologen für die Gottesgelehrtheit zu begeistern. Er nahm seine Zuflucht zur Natur; durch unermüdliches Suchen, Schaffen und Ringen gelangte er nach und nach auf einen Standpunkt, von dem aus er Natur und Menschen in erhabenem Licht auffassen lernte. Dieser Standpunkt mag es denn auch gewesen sein, der ihn nicht an einer gefährlichen Klippe scheitern liess, an der das Schifflein so manches Theologen schon gescheitert ist: an der Klippe des inneren Kampfes zwischen Glauben und Sein. Theobald schloss sich mit Begeisterung der deutschen Burschenschaft an. 1830 bezog er die Universität Halle, wo er zwei Jahre lang seinen Studien oblag.

Schon als Student traten zwei Haupteigenschaften seines Charakters scharf ausgeprägt hervor: Mässigkeit und Genügsamkeit in allen äussern Bedürfnissen. Er war ein so schlechter Biertrinker, dass er den Spitznamen Schoppenstecher erhielt. Diese zwei Eigenschaften begleiteten ihn denn auch durch sein ganzes Leben. Und — es soll dies kein Tadel sein — er hat durch dieses Beispiel auf eine grosse Zahl seiner Schüler vielleicht grösseren Einfluss ausgeübt, als durch seinen Unterricht. Ich muss — die Manen meines seligen Lehrers wollen es mir nicht zu hoch anrechnen und mich nicht der Undankbarkeit zeihen — es zu meiner Schande gestehen, dass ich nicht mehr alle Namen der hundert Arten von Käfern mit all ihren subtilen Unterschieden aufzählen könnte, die mich doch einst so manche nächtliche Stunde um den köstlichen Schlaf gebracht und manchen qualvollen Seufzer meiner Brust entlockt haben. Verflogen — zerstoben heisst es auch hier; — aber eine Erinnerung ist mir geblieben, die lebt heute noch so frisch in meiner Seele, und von ihren Zinsen lebe ich jedes Jahr, wenn ich hinaufsteige nach den Bergen, um Herz und Geist zu kräftigen im Studium der hehren Gebirgswelt:

Es war im Sommer 1865; da machten wir mit Theobald einen Ausflug nach der Mulinära und dem Skaläratobel. In der Mulinära wurde auf dem Rückwege Halt gemacht, und jeder suchte seinen müden Leib nach Vermögen zu stärken. Diejenigen, deren Väter ihnen noch nie gesagt, woher das Geld komme, sondern ihnen reichgespickte Börsen mitgeben konnten, regalierten sich mit Wein, Bier, Schinken etc.; wir anderen, denen die Fünflivres die Taschen nicht vor der Zeit blöde machten, standen kleinlaut herum, unschlüssig, was wir tun sollten. Zu Wein und Schinken reichte das Zeug nicht; sollten wir uns etwa mit einem Glase

Most und Schwarzbrot aufwarten lassen? — ach Gott, wir fürchteten den Spott dieser Churer Weinhändlersöhne und reichen Engadinerherren; wer zeigt bei solchen Anlässen gern, dass es um seinen nervus rerum schwach bestellt ist! Da kam uns der Herr Professor zu Hilfe. Während sich die jugendlichen Zecher an den aufgeschlagenen Tischen lustig machten, hatte sich jener gemütlich unter einen weitschattigen Nussbaum gesetzt; den Rücken an den Stamm gelehnt, vor sich ein halbes Schöppchen Wein, für 5 Rappen Schwarzbrot, so schaute er vergnügt dem munteren Treiben an den Tischen zu. Jetzt fanden wir, dass wir auch mit einem Glase Most aufrücken dürfen, ohne uns nachher den Neckereien allzu sehr aussetzen zu müssen.

Theobald konnte in Kreisen, die ihm zusagten, auch später sehr gemütlich sein. Er liebte, so sagt sein Biograph, nach den Sitzungen der Naturforschenden Gesellschaft in Chur die gemütliche „Hockerei", wie er sie nannte, und konnte oft recht unwillig werden, wenn die äusserste Grenze der Polizeistunde seiner Unterhaltung unerbittlich den Riegel schob.

Seine Kommilitonen rühmen besonders den schlagenden Witz, mit dem er jeden kurzerhand abfertigte, der sich allenfalls an ihn heranmachte. Gerühmt werden auch seine Stegreifreden, die wie das Öl die Wogen des Meeres das übermütige Treiben auf der Kneipe beruhigten. Seine glänzende Improvisationsgabe gewann ihm viele Freunde. Wir erinnern uns noch lebhaft, wie er in Chur einen Improvisario zum Schwitzen brachte. Vielseitige Bildung, reiche Kenntnisse, gepaart mit edler Gesinnung, ein starker Charakter zeichneten schon den Studenten aus.

Von Halle kam Theobald nach Hanau. Hier gab er Unterricht und wirkte eine zeitlang als Hilfsprediger. Die

Kirchenluft und das Kanzelholz sagten ihm aber nicht zu, weil ihm die Natur die Donnerstimme versagt hatte, und weil er nicht den innern Beruf zum Geistlichen in sich trug. Röder sagt: „Theobald predigte geradezu die Leute zur Kirche hinaus.“ Sein ganzes Sinnen und Streben galt der Natur. Im Arbeitszimmer des Forschers fiel dem Besucher noch in den sechziger Jahren ein dickes Buch auf, das mit einem dicken Strick zusammengebunden an einem Nagel neben der gewaltigen Botanisierbüchse hing. Das Buch war das dogmatische Lehrbuch, das Theobald gleich nach Absolvierung des theologischen Staatsexamens mit einem Strick zuband, um anzudeuten, dass er seine theologische Laufbahn mit dem Eintritt ins Ministerium für abgeschlossen betrachte. Man würde aber entschieden fehlgehen, wenn man daraus schliessen wollte, dass theologische und kirchliche Fragen ihn nicht beschäftigt hätten. Theobald war ein aufmerksamer Zuhörer im Gottesdienst, und wenn sich die Synode in Chur versammelte, sah man ihn oft auf der Empore den Verhandlungen mit grossem Interesse folgen. Die Mussezeit benutzte der angehende Naturforscher zur Durchforschung seiner engern Heimat, der Wetterau. Mit glühendem Sammeleifer trug er gleichsam die Natur in sein Haus. Sein Privatkabinet wurde zu einem Naturalienkabinet. Es waren jene Zeiten, an die er sich später wohl erinnerte, wenn er den Wunsch aussprach: „O hätte ich nur des Tages auch 24 freie Stunden, wie so viele andere Leute!“

Die herrliche „Götterzeit“ konnte aber nicht ewig dauern, und Theobald musste auch an das Brotstudium denken. Fortuna war ihm günstig, ja, sie hat ihm später vielleicht nie mehr so zugelächelt. Er erhielt einen Ruf als Hauslehrer nach Montpellier, wo er die Söhne einiger Familien auf den Besuch einer deutschen Universität vorbereiten sollte.

Mit Freuden ergriff Theobald den Anlass, ein neues Stück Welt zu sehen. Die neue Stellung, in jeder Hinsicht für ihn vorteilhaft und sehr angenehm, bot ihm viel freie Zeit, die er verwenden konnte, um seinen Lieblingsstudien zu leben. Er nützte die Gelegenheit denn auch weislich aus. Er untersuchte die schwarzen Berge in der Languedoc, durchforschte die Voralpen in der Dauphiné und Provence und dehnte seine Untersuchungen auf die Pyrenäen aus. Seine spezielle Aufmerksamkeit wandte er der Dünenbildung zu. Eine interessante Abhandlung über die aufbauende und nivellierende Tätigkeit des Meeres ging aus diesen Studien hervor. Leider ist diese Arbeit Manuscript geblieben. Theobald war ferner wohl der erste, der sich gründlich und eingehend mit dem geologischen Aufbau der Ardennen befasste; leider wurden jedoch seine Untersuchungen nicht sofort veröffentlicht und später sind ihm andere zuvorgekommen. Neben den Steinen beschäftigten den Forscher auch die Pflanzen- und Tierwelt. Nach vierjährigem Aufenthalt erhielt Theobald einen Ruf an die Realschule zu Hanau als Lehrer der Naturwissenschaften. Hier entwickelte er als Lehrer und Forscher eine ausserordentliche Thätigkeit. Mit Cassebeer gab er eine Flora der Wetterau heraus. Er bearbeitete die geologische Karte der Sektion Hanau und wurde bald der geistige Mittelpunkt und die Stütze der Wetterau'schen Gesellschaft für Naturkunde. Bald nach seiner Übersiedlung nach Hanau erkrankte der Vater, und der gute Sohn providierte ein ganzes Jahr lang, obschon die Dogmatik am Stricke hing. Theobald liess sich nicht in allerlei theologische Haarspaltereien ein, sondern er griff hinein ins volle Menschenleben, und seine Predigten waren — wie er — jede ein Original! So erzählte Theobald selbst zwei Episoden aus seinem Predigerleben: Die Woche hindurch in Hanau stark beschäftigt,

fand ich nicht immer für jeden Sonntag Musse, eine wohlgesetzte Predigt vorbereiten zu können. Eines Sonntags war ich wieder im Falle, mich auf meinen guten Stern verlassen zu müssen. Von der Kanzel aus sah ich auf die Blumen des Gartens und einer kleinen Gartenwiese und nahm sofort hieraus Veranlassung, meinen andächtigen Zuhörern eine praktische Predigt über den Text zu halten: Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes. Ich lenkte das seelsorgerische Schifflein auf mein Fahrwasser; ich sprach von der Pflicht, dem Vieh die beste Nahrung zu geben und deshalb die Wiesen nicht dem Zufalle zu überlassen, sondern mit den besten Kräutern zu bepflanzen. Den Bauern gefiel die Predigt, und meine Freunde tauften den eigentümlichen Kanzelvortrag: Futterkräuterpredigt. Weniger Glück bei meinen lieben Zuhörern hatte eine andere Predigt. Trieb da so ein Quacksalber, Schäfer nannte er sich, sein Unwesen. Der hatte meinen theologischen und naturwissenschaftlichen Zorn erregt, und ich rückte eines Sonntags der Quacksalberei scharf auf den Leib. Die Bauern aber liessen meine geistlichen Zornblitze und Donnerschläge vollständig kalt, sie erklärten: Die Predigt von dem Gras sei wunderschön gewesen, — aber das Doktern verstehe der Schäfer denn doch besser.

Trotzdem Theobald die oratorische Begabung abging und trotz des originellen Wesens, erwarb er sich dennoch die Liebe der Gemeinde, die ihn zum Nachfolger des Vaters wählen wollte. Theobald konnte sich aber nicht entschliessen, für bleibend in den Kirchendienst zu treten.

Die bewegten Tage der vierziger Jahre kamen und zogen auch Theobald in die Bewegung. Die Stadt Hanau wählte ihn in den Landtag, wo er entschieden auf der liberalen Seite stand. Hartnäckig, wenn es sein musste heftig, aber

stets mit blanker, ehrlicher Waffe kämpfte er für die Rechte des Volkes. Die Reaktion, das Hassenpflugsche Regiment, trieb denn auch ihn aus der Heimat.

Theobald fand in Genf einen Zufluchtsort. Hier lernte er Vogt kennen und wurde mit ihm eng befreundet, wenn er auch in den letzten Konsequenzen der Forschung nicht so weit ging, wie dieser. Um für Theobald sichern Boden zu schaffen und ihn an Genf zu fesseln, verschaffte man ihm die Predigerstelle an der deutschen Gemeinde. Die neue Stellung brachte ihm aber Dornen statt Rosen, und er mag wohl den Tag seiner Wahl zum Lehrer der Naturwissenschaften an der Kantonsschule in Chur, 17. März 1854, mit Freuden begrüsst haben. Schon im Juli 1854 siedelte Theobald nach Chur über und begann sofort mit der Erforschung der Gebirgswelt.

Die erste Reise galt dem Berninagebiet. Das Ergebnis jener Fahrt legte er dann zunächst in einem Vortrag in der Naturforschenden Gesellschaft, deren Mitglied er im November des gleichen Jahres geworden war, nieder. Im gleichen Jahre folgten noch Vorträge über die geognostische Bildung des Calanda, über Flechten im Kanton gesammelt, über europäische Schlangen und die Verbreitung der Kulturpflanzen. Daraus mag ersehen werden, dass der Meister sich von Anfang an frisch ins Zeug legte, ohne jemals nachzulassen, bis die letzte Kraft ermattete.

Eine schmächtige Gestalt, der kein Mensch jene Zähigkeit und Spannkraft, die ihr innewohnt, zumuten würde, etwas nach vorn gebeugt, den graubraunen Filzhut nach hinten gerückt, so dass das scharfgeschnittene Gesicht, die grosse Adlernase, die hohe Stirne und die kleinen, feurigen Augen unter den dichten Brauen zum vollen Ausdruck kommen, in der Hand der feste Bergstock mit Gemshorn-

griff, auf dem Rücken eine Botanisierbüchse, die an Grösse nichts zu wünschen übrig lässt, mit aufgebundenem Regenschirm, so sehen wir den Forscher im grossen Bergschritt dahin eilen, den Bergen zu. Mit leichtem Kopfnicken grüsst er die Vorübergehenden, und selbst für den Bekannten hat er heute keine Zeit, sich in einen längern Diskurs einzulassen. Ganz besonders ist er für einfältiges Schwatzen über alltägliche, selbstverständliche Dinge nicht zu haben und macht der Unterhaltung durch eine kurze, oft beissende Satyre unbarmherzig ein Ende. Dies hat ihm denn freilich in gewissen Kreisen den Ruf der Ungeniessbarkeit eingetragen. Für nichts scheint er ein Interesse zu haben, als für den Berg, den er untersuchen, für den Felsen, aus dessen Brust er ein Stück herausmeisseln will.

Ein ander Mal sitzt er am Schreibtisch, um die Beobachtungen und Notizen zu ordnen. — Da auf einmal hält er inne. Das Gedächtnis, das ihn sonst selten verlässt, schlägt ihm heute ein Schnippchen. Auf's Geratewohl wird nicht geschrieben. Da ist kein anderer Rat, als noch einmal den Ort aufzusuchen. Morgen ist Sonntag. Es trifft sich gut. Die Sache muss in Ordnung kommen. Zehn Stunden hin, neun Stunden her. Für Leute von Theobalds Schlag mag das gehen; jeder würde es nicht machen. Der Weg führt den Forscher durch ein Bergdörfchen. Die Jungmannschaft ist eben daran, die Feuerspritze des Dorfes zu probieren. Plötzlich geht die Maschine nicht mehr. Ratlos steht die Gemeinde da, der Pfarrer und der Schulmeister, der Dorfmagistrat und der Tausendkünstler von Uhrenmacher, sie alle kratzen sich hinter den Ohren, und die Frau Ortsvorsteherin ruft ihrem gestrengen Eheherrn zu: „Chasper da hesch jetz, hani nid gseid, lad d'Sprütze doch i der Chilche, wo sie sid Mansdaichä o g'standä isch.“ Wie die Frau so

spricht, kommt der hagere Mann daher geschritten. Die Verlegenheit der guten Leute jammert ihn, rasch erkennt er die Situation, und bald hat er die Maschine in Gang gebracht. Mit einem leichten Kopfnicken grüssend, eilt er weiter. Einer meint, „das ist ja der *Verrückt,* den d'Frau J . . . . . an der Küpfenflue d'innen gsehn hät!"

Den Mittelpunkt aller Tätigkeit, auf den sich Theobalds ganze Arbeitskraft, soweit dieselbe nicht vom Beruf als Lehrer in Anspruch genommen war, koncentrierte, bildete der Auftrag, den der Forscher von der geologischen Kommission erhielt, den Kanton Graubünden und die angrenzenden Teile des Kantons St. Gallen für die geologische Karte der Schweiz zu bearbeiten.

Mit glühendem Feuereifer warf sich Theobald auf die Lösung dieser schwierigen Aufgabe. Die ehrenvolle Mission ehrenvoll durchzuführen, liess den Forscher sich selbst, seine Gesundheit und dadurch in gewissem Sinne seine Familie vergessen. Kein Weg ist ihm zu lang, kein Berg zu hoch, kein Wetter zu schlecht, und will die Kraft versagen, so braucht er Gewalt, die geologische Karte muss fertig sein!

Wir treffen ihn in die Untersuchung des verwickelten Aufbaues der Medelsergebirge vertieft. Mit seinem Freund Escher widmet er sich der Erforschung der Tödigruppe. 1866 und 1868 begleitet sie Heim bei den gemeinsamen Untersuchungen. Heim nennt Theobald neben Escher seinen verehrten Lehrer. Theobald studiert den Aufbau des Gebirges um den Kistenpass. Der Bündnerschiefer, der zuerst von Studer einer nähern Aufmerksamkeit gewürdigt worden, erfährt durch Theobald eine eingehende, mit grossem Scharfblick durchgeführte Untersuchung. Studer beschrieb diese namentlich im nördlichen Teile zu grosser Entwicklung kommende Gesteinsart zuerst unter dem Namen Flysch, später nannte er

den grauen Schiefer Bündner-, an andern Orten Walliserschiefer. Theobald setzt den Bündnerschiefer in Parallele mit dem Allgäuschiefer. Was die Altersbestimmungen dieser Gesteinsart erschwert, ist der auffallende Mangel an Versteinerungen.

Der glimmerartige graue Schiefer, der in einer breiten Zone den Südrand der Alpen umgiebt und namentlich um den Casannapass, der von Madulein und Oberengadin ins Veltlin hinüberführt, sehr ausgebildet auftritt, wurde von Theobald Casannaschiefer genannt. Suess adoptierte diesen Namen und führte ihn in die Wissenschaft ein.

Dann kommt die Reihe an den Calanda, die Grauen Hörner. Es folgt die Untersuchung der Umgebung von Rotenbrunnen, Alvaneu, Chur, Passugg. Die Plessuralpen, diese Knacknuss der Geologen, üben auch auf Theobald einen grossen Reiz aus. Von der Spitze des Alpsteins aus verfolgt er die Bildung und Entwicklung jenes mächtigen Gewitters, das sich am Tage der Schlacht von Solferino über die Zentralalpen ausdehnte, vor dem die Schlacht verstummte und das Morden der Menschen einhielt.

Theobald untersucht die geologischen Verhältnisse des Bades Fideris. Nach seinen Vorschlägen wird die Quelle neugefasst und ihm zu Ehren wird sie Theobaldsquelle getauft. Darauf folgen Rhätikon und Silvretta, die Gebirge des Engadins, Südostbündens und des Veltlins. Von diesen Gebieten sind in den Beiträgen zur geologischen Karte erschienen die Blätter X, XV und XX.

Die Resultate der Untersuchungen über Cima da Flix, Septimer, P. Duana und Albigna, Bormio, Münsterthal, Bernina, Poschiavo, Tarasp, Piz Minschun, Samnaun sind zum grössten Teil in den Jahrbüchern der Naturforschenden Gesellschaft veröffentlicht worden.

Über Theobalds Arbeiten in den Beiträgen zu der geologischen Karte der Schweiz sagt Professor Gümbel: „Wer nicht schon selbst versucht hat, derartige Aufnahmen in Hochgebirgsgegenden zu machen, der kann sich kaum eine Vorstellung von den unsäglichen körperlichen Anstrengungen und Mühen machen, welche mit solchen Arbeiten verknüpft sind. Nur die eisernste Energie und ein unbesiegbarer Forscherdrang vermögen es, über diese bloss körperlichen Schwierigkeiten Herr zu werden. Gesellen sich aber zu diesen äussern noch innere Schwierigkeiten, wie im vollsten Masse gerade innerhalb des erwähnten Gebirgszuges, in welchem ein höchst unregelmässiger, schwer zu erkennender Bau des Gebirges mit einem ganz abweichenden Charakter der Gesteine, zum Teile selbst leider bloss vereinzelten organischen Einschlüssen zusammentrifft, um dem Gebirgsforscher die schwierigsten Probleme vor die Augen zu führen, so begreift es sich von selbst, wie zur Lösung einer solchen Aufgabe ein *ganzer* Mann gehört, und Prof. Theobald hat seinen Mann gestellt. Seine vorliegende Arbeit trägt den Stempel einer Umsicht, einer Gewissenhaftigkeit, eines Scharfblicks und einer wissenschaftlichen Begabung neben dem des höchsten Masses von Fleiss und Ausdauer auf jedem Blatt. Wir begrüssen sie als einen wesentlichen Beitrag zum Fortschritt in unserer Wissenschaft, insbesondere in der Alpengeologie freundlichst und zweifeln nicht im mindesten daran, dass sie auch ihre Früchte reiflich tragen werde.“

Man sollte meinen, das Zeugnis einer so wichtigen Autorität würde für alle Zeiten genügen, um die Verdienste eines Mannes zu schützen; aber es scheint gerade auf geologischem Gebiete Mode zu werden, das Studium mit dem Vergnügen zu verbinden. Solche Sommerfrischler-Geologen begnügen sich, so weit hinauf zu steigen, bis sie zu den

Felstrümmern kommen, die auf die Alpweiden herabgekollert sind, diese zu betrachten, bis der Magen knurrt und die Table d'Hôte sie nach Hause zieht; sie sind unverfroren genug, nachher gestützt auf ihre Beobachtungen Schlüsse zu ziehen und andere Forscher, die ihr Leben eingesetzt haben, die ihr wissenschaftliches Gewissen hinauftrieb von einer Felsenzinne zur andern, der Gewissenlosigkeit anzuklagen. Diesem Schicksal entgeht auch Theobald nicht, wovon der Sprechende in den letzten Jahren mehr als einmal Ohrenzeuge sein konnte.

Es mag uns deshalb hier gestattet sein, mit allem Nachdrucke darauf hinzuweisen, dass Theobald seinem Grundsatze: wir haben ein Gebirge erst dann erkannt, wenn sein Inneres durchsichtig wie Glas vor unserem geistigen Auge erscheint, stets treu geblieben ist.

Theobald wäre gewiss der erste, der mit dem Ausspruch einverstanden wäre: der Geologe irrt so lang er strebt. Wie kaum ein zweiter, hat er die Schwierigkeiten gekannt, die sich dem Geologen auf Schritt und Tritt entgegenstellen. Mögen die Anschauungen auch wechseln, das eine bleibt fest: er hat mit Studer und Escher den Grund gelegt zur genauen Erkenntnis der bündnerischen Alpenwelt. Er hat ein Erbe hinterlassen, auf das die Wissenschaft, auf das jeder Bündner stolz sein darf. Und dieses Erbe ist in gute Hände gekommen.

Heim, unser Freund und Lehrer, trat nach dem Ableben des Forschers in den Riss, und als köstliche Frucht aller Untersuchungen von Escher, Theobald und ihm selbst hat er uns die Monographie der Tödi-Windgällengruppe gegeben. Möge es ihm noch recht lange vergönnt sein, im Sinn und Geist der Pioniere der schweizerischen Alpengeologen: Studer, Escher und Theobald weiter zu arbeiten!

Theobald hat aber auch auf botanischem und zoologischem, namentlich entomologischem Gebiete viel geleistet und trug sich speciell in Bezug auf bündnerische Entomologie mit mannigfaltigen Plänen.

Der vielseitig begabte und allseitig gebildete Mann beschränkte sich aber nicht bloss auf sein Fachstudium, sondern er hatte auch für Sage und Geschichte des Volkes, für das Leben und die Sitten vergangener und gegenwärtiger Geschlechter, die den Boden bewohnen, dessen wissenschaftlicher Untersuchung sein Leben gewidmet war, offenen Sinn.

Wer einen Einblick in die Denkweise und Weltauffassung unseres Forschers erhalten will, der lese die Abhandlung: Einige Gedanken über Stil und Weise in der Naturbeschreibung. Der Leser hat das Gefühl, der Autor schreibe sein Testament. Und in der Tat sollte dem also werden. Es war das letzte Vermächtnis, das Theobald zunächst dem S. A. C. in dessen Jahrbuch von 1869/70, dann aber auch allen widmete, die „denkend durch die Welt gehen.“

Und alle, die den Aufsatz denkend lesen, werden grossen Gewinn aus demselben ziehen.

Wir haben früher angedeutet, dass Theobald in den letzten Konsequenzen nicht so weit ging, wie Vogt. Der betreffende Aufsatz leistet den klaren Beweis hiefür. Wir lassen einige Bruchstücke aus demselben folgen:

„Die Natur, sagt ein Dichter, ist ein grosser Gedanke des Schöpfers. Mag man über Schöpfung oder, wie Andere lieber sagen, Entstehung der Welt, denken, wie man will, die harmonische Ordnung, welche das Ganze durchdringt und umschlingt, hat noch niemand in Abrede gestellt. Wir stehen mitten in einem gewaltigen Bau, der auch uns eine Wohnstätte bietet.“ „Den Meister, der ihn baute, hat noch kein

Aug geschaut.“ „Ein Bauplan aber ist vorhanden, ein Grundriss, an den sich alle Glieder reihen; er tritt uns entgegen in den ewigen Gesetzen, nach denen die Weltkörper ihre festbestimmten Kreise in dem Aether des Weltraums ziehen, in dem gewaltigen Felsbau der Alpen, in dem festen Stamm und den weitschattenden Zweigen der tausendjährigen Eiche, in der zarten, lachenden Blume, in dem bunten, sorglosen Schmetterling, der sich auf ihr wiegt, in der hohen Menschengestalt, in den Zügen des denkenden Hauptes, das sie krönt.

Und denkend betrachtet der höher entwickelte Mensch die Natur anders als das Tier, von dem ein alter Römer sagt, es sei gebildet, abwärts zu blicken und dem Bauch zu gehorchen. Hoch hebt sich das vom Gedanken belebte Menschenauge zur Sonne, zu den ewigen Sternen; weit hinaus blickt es von der Bergeszinne in die unermessliche Ferne. — Die Gebilde, die es einsaugt, werden zu Gedanken. In ungehemmtem Fluge durcheilt der Gedanke die Räume und sucht die Urquelle alles Denkens und Schaffens.

Wer sehen und denken gelernt hat (und das hat nicht jeder), findet in der Natur mehr als eine unermessliche Menge von Körpern und Gestalten, an denen man achtungslos vorübergeht, die man aus Neugier betrachtet, oder an denen man auch wohl ein gewisses heimliches Wohlgefallen hat. Ihm sind diese Gebilde der Ausdruck eben so vieler Ideen, die er einzeln geistig auffasst und aus diesen Einzelheiten höhere Einheiten bildet, welche sich wieder zu umfassenden Kreisen zusammenreihen. Er gewinnt einen Einblick in Plan und Ordnung der Natur, und was der Baumeister der Welt mit einem Blick umfasst, das entwickelt sich ihm so, dass eins sich zum andern fügt, langsam und mühsam zwar, aber sicher an der Hand der Wissenschaft, soweit dies dem Menschengeist überhaupt möglich ist. Er steigt von der

Tiefe zur Höhe und denkt jenem grossen Gedanken des Schöpfers nach. Das ist Ziel und Zweck der Naturforschung. Der mühsame, langwierige, trockene Weg der Beobachtung und Untersuchung führt zum Wissen und Schauen wie der Gang zwischen Felsengewirr, Gletscherspalten und Eistrümmer zur Höhe, welche Land und Gebirg zu ihren Füssen sieht, und wenn wir uns auch bescheiden müssen, nie das unendliche Ganze mit unserem Wissen zu umspannen, so wird doch die verwendete Arbeit reichlich belohnt durch die uns mögliche, wenn auch beschränkte Einsicht in die Natur und die in ihr waltenden Gesetze!"

Theobald fasst seine klassische Ausführung in folgende Schlussätze zusammen:

1. Eine gute Entwicklung und Bestimmung des Reisezweckes und Reisezieles, möglichst kurz und das Notwendigste enthaltend. Der Leser muss möglichst schnell in den Schauplatz der Erzählung eingeführt werden. Wo dieser schon bekannt ist, fange man lieber gleich mit der Hauptsache an. Übermässig lange, allgemeine Betrachtungen sind zu vermeiden; das liebe Ich ist auch nicht allzusehr hervorzuheben.

2. Der Gang der Erzählung muss klar und anschaulich sein, und nichts Wichtiges darf ausgelassen werden; dagegen sind Nebensachen, wofern sie nicht ein ganz besonderes Interesse haben, möglichst kurz zu behandeln.

3. Das Bild der durchwanderten Gegend muss klar und scharf hervortreten; die Schilderungen müssen die wesentlichen Züge des Landschaftsbildes hervorheben. Wo es aber zu dessen Deutlichkeit erforderlich ist, sind die Einzelheiten so anzugeben, dass sich das Beschriebene gleichsam wesenhaft in der Phantasie des Lesers entwickelt. Zu viel Worte schaden auch hier.

4. Die wissenschaftliche, künstlerische und ästhetische Seite darf nicht ganz vernachlässigt werden. Es ist unmöglich, alles zu wissen und alles in den Kreis seiner Beobachtung zu ziehen; aber irgend eine der angegebenen Seiten sollte doch immer in den Kreis der Reisebeobachtung aufgenommen werden.

5. Wie das Land, so sollte auch das Volk uns nicht fremd bleiben; Beobachtungen über sein Leben und Tun, Geschichte und Sage flechten sich oft in reizender Weise ein, wo sich dazu Gelegenheit bietet.

6. Poetische Auffassung ist nicht Jedermanns Sache. Sie lässt sich nicht gewaltsam herbeirufen und wirkt dann nur schädlich. Aber die Natur hat unsere Wege mit Blüten geschmückt, und wenn Blüten des Geistes dessen Schilderung verschönern, so werden sie dem willkommen sein und angenehme Ruhepunkte gewähren, der uns im Geiste begleitet.

7. Der rechte Alpenfahrer ist weder ein Mucker noch ein Staatshämorrhoidarius (bewahre uns, Herr, vor dem Übel!). Er schaut furchtlos hinab in die Tiefe, frei und froh in des Himmels reines Blau und lustig ins Leben. Die Philister und ihre Gevatter und Geschwister, des Lebens Sorge und Mühe hat er drunten gelassen in der Tiefe, und dem fröhlichen Sinn ziemt ein fröhliches Wort unter Genossen, die gleiches Streben, gleiches Wagnis und gleiche Freude verbrüdert."

Was Theobald in diesen Schlusssätzen fordert, hat er denn auch in seinen beiden trefflichen Arbeiten, durch welche der Kanton Graubünden den weitesten Kreisen in einem ganz andern Licht erschien, getreulich befolgt. Seinen *rhätischen Naturbildern* und dem *Bündneroberland,* diesen beiden Schriften verdankt der Kanton, dass der Fremden-

strom sich nach und nach mehr seinen Bergen und Thälern zuwandte. Möge der Kanton Graubünden dessen stets eingedenk sein!

Theobald war auch als Lehrer stets darauf bedacht, seinem Adoptivvaterlande zu nützen. Die Naturwissenschaften hatten, wie an andern Gymnasien, nur eine stiefmütterliche Behandlung gefunden*) und die Behörden in der Wahl der Lehrer oft keine glückliche Hand besessen. Die Sammlungen waren ärmlich bestellt; schon in dieser Beziehung wartete deshalb seiner ein dornenreiches Feld.

Er legte eine Sammlung von Gesteinsproben Bündens an, die er suitenweise aufstellte. Er machte überhaupt die mineralogische Sammlung zu der reichhaltigsten Abteilung des rhätischen Museums und trug den grössten Teil derselben selbst zusammen. Aber auch dem Herbarium der Bündnerflora schenkte er seine vollste Aufmerksamkeit und wurde nicht müde, in den Schulprogrammen Freunde für die naturwissenschaftlichen Sammlungen zu werben. Seine Mühe war denn auch nicht ohne Erfolg.

Theobald versäumte ferner nichts, um die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse unter dem Volke zu befördern. Zu diesem Zwecke trat er in die Redaktion der Monatsblätter ein, die als eine Fortsetzung des alten und neuen Sammlers angesehen werden können. Da belehrte er das Volk über essbare und giftige Schwämme, wies in einer Neujahrsbetrachtung auf die alten Schriften: Sammler und Alpina hin und appellierte in beredten Worten an die Herren Geistlichen, ihren Ahnen: einem Steinmüller, einem Pool,

*) Hatte doch Moller 1837—45 zu unterrichten in Deutsch, alten Sprachen, Geschichte und — Naturgeschichte. Ein andermal waren italienische Sprache und Naturgeschichte zusammengekoppelt.

Felix u. A. zu folgen und die Dokumente zu sammeln, welche zerstreut umherliegen und nach und nach verloren gehen. Die Worte hörten sie wohl, doch ach!!! — Er wandte sich an den schlichten Landmann und zeigte, dass jeder, der gesunde Sinne und Liebe zur Wahrheit besitzt, der Wissenschaft wesentliche Dienste leisten kann, wenn er die Begebenheiten gewissenhaft beobachtet und wahrheitsgetreu aufzeichnet.

„Mancher wird sagen“, schrieb Theobald, „was kümmert mich das, was früher geschehen ist, wenn ichs nur leidlich habe; was liegt mir an den andern, die mögen sehen, wie sie fertig werden, und die Wissenschaft, die schert mich gar nicht; ich habe, wie ihr wisst, in der Schule nichts gelernt, aber von meinem Vater ein gut Stück Geld, Äcker und Wiesen geerbt und bin deswegen doch höher angesehen, als der Herr Professor, der sich das Geld erst verdienen muss, um zu leben; auch seht ihr, dass ich nicht mager geworden bin, darum dass ich nichts weiss, und sollte ich einmal zu Amt und Würden kommen, so wird mir's auch nicht fehlen; denn wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er den Verstand auch dazu. Das ist auch eine Weltanschauung, und wir wollen den Inhabern die Freude nicht verderben, bemerken jedoch nur beiläufig, dass, wenn alle Menschen so gedacht und gehandelt hätten, wir noch wie Indianer und Hottentotten wild und nackt in den Wäldern umherliefen. Die genannten Völkerschaften befinden sich in ihrer Art auch ganz wohl, vielleicht wohler als der geistig gebildete Mann mit seinen Sorgen und seinem nicht immer belohnten Streben, und noch wohler befinden sich die Tiere auf der Weide und bei gefüllter Krippe.“

Wie Theobald die Naturforschung auffasste, zeigt uns am deutlichsten der Schluss der Neujahrsbetrachtung: „Der

Mensch im Naturzustande folgt dem natürlichen Sinn, der ihn unbewusst leitet, der wahrhaft gebildete, geistig hochstehende Mensch kehrt mit Bewusstsein zur Natur zurück, welche der Halbgebildete verliess, und verklärt sie durch sittliche Würde und durch die Strahlen der Wissenschaft und des an ihr entwickelten, weitschauenden und schaffenden Geistes."

Ein andermal schreibt er über die zerstörenden Kräfte in der Natur und ihr Verhältnis zum Naturganzen und zum Menschen, dann spricht er wieder vom Wetter zum Volke. Gar launig schildert er das Wettermachen des Kalendermanns: „Ich hatte einen alten Freund, dessen Schwiegervater war in der guten alten Zeit Kalendermacher gewesen, und dabei hatte ihm seine tugendsame Hausfrau getreulich geholfen; ich weiss nicht, hat sie das gute oder schlechte Wetter gemacht. Nun lag der Mann einmal krank und konnte den Kalender nicht machen, und seine Frau konnte es auch nicht; denn sie musste ihren Mann pflegen. Mein Freund aber und seine damalige Braut sassen beisammen, und es war bei ihnen offenbar das Wetter sehr gut. Da trat die Mutter mit trüben Wolken auf der Stirne vor das Pärchen und sprach: Ihr wisst, dass es jetzt Zeit ist, wo der Kalender gemacht werden muss; mein armer Mann ist aber krank und kann nichts daran tun, und ich muss seiner warten. Und da sitzt ihr und treibt nichts als Tändelei; könntet ihr denn nicht, anstatt Liebesgeschichten, etwas nützliches tun und den Kalender machen? Da ergriff die beiden plötzlich ein grosser Gedanke, und sie nahmen den alten Kalender und die Berechnungen, Schreibereien des Papa zur Hand, und schrieben alles sauber ab und setzten die Sonn- und Mondfinsternisse dazu, und das Wetter machten sie selbst, wie es ihnen wohlgefiel und soll dieses nie so gut zum Kalender gepasst haben, wie dieses Jahr."

Ob Theobald als Anwalt unschuldig verfolgter Tiere in scherzhaftem Ton ernste Gedanken erweckt oder über Pflanzen der Alpweiden spricht, ob er im Boden nach gutem Quellwasser sucht, ob er über die Ausnützung der Torflager Belehrung verbreitet, überall auf jeder Seite spricht der tiefe Denker, der scharfe Geist, dem ein treues Gedächtnis und die Gabe gesunden Witzes in glücklicher Mischung zur Seite stehen. Wahrlich schon dies würde zur Genüge den Beweis leisten, dass er der Mann war, den Bünden nötig hatte. Dass die herrlichen Goldkörner, die er in jenen Aufsätzen ausstreute, nach und nach im Staube der Alltäglichkeit unterzugehen drohen, ist sehr zu beklagen; sie würden verdienen, gesammelt und beherzigt zu werden.

Bedenkt man aber erst, was er unserer Schwestergesellschaft, der „Naturforschenden von Graubünden" war. Er diente derselben zuerst als Sekretär und später als Vicepräsident. Während 15 Gesellschaftsjahren hielt er 50 grössere Vorträge über geologische, botanische, zoologische Fragen. Er gehörte ferner zu den Gründern des literarischen Vereins und stand bei den öffentlichen populären Vorträgen in den ersten Reihen. Die Zahl seiner in Chur gehaltenen Vorträge beläuft sich im Ganzen auf über 200. 1867/68 stand er an der Spitze der Redaktion des Jahrbuches des S. A. C., zu dessen Gründern auch er gehörte.

Über all dieser Tätigkeit vernachlässigte er den eigentlichen Beruf als Lehrer nicht. Er unterzog sich der mühevollen Arbeit, ein Lehrbuch zu schaffen, das hauptsächlich die Alpen berücksichtigt. Mit mir bedauern es wohl hunderte seiner ehemaligen Schüler, dass ihre Vorbildung zu lückenhaft war, um dem genialen Meister immer folgen zu können.

Der Stundenwechsel ist da. Nr. 20 füllt sich allmälig. Ein buntbewegtes Leben macht sich geltend. Hier bessern

einige die Vorbereitung aus; denn die Käfer lasten schwer auf dem Gewissen; dort legt ein anderer seine Wissenschaft in Form eines ingeniös gefalteten Papiers in seine hohle Hand; eine dritte Gruppe vertraut dem guten Stern, der über der Jugend wacht, und lässt sich's pudelwohl sein, während ein kleines Trüppchen resigniert in die Leere starrt. Da tritt ein blondlockiger Jüngling, ein stilles Wässerlein, zur Thüre herein; aus dem Blaurock zieht er ein Papier hervor, wickelt es auf, und eine tote Maus wird sichtbar. Die Leiche wird geschickt in ein Mausloch beim Ofen hineinpraktiziert, so dass das Tierchen gegen die Thüre schaut. Während sich alles um dasselbe schart, ist der Pflanzenbringer von heute eben daran, seine Schätze auf dem langen Tische auszubreiten. Nach mehrmaliger Aufforderung vermochte erst der drohende Carzer den Jüngling zu bewegen, seiner Pflicht nachzukommen. Heute sind sie da — die Disteln — und Brennesseln nebst anderem Unkraut in Hülle und Fülle.

Die Vorbereitungen sind glücklich zu Ende; der Herr Professor mag nun kommen; man setzt sich an die Plätze, der Dinge harrend. Endlich öffnet sich die Thüre, und jener tritt ein. Sofort entdeckt sein Auge die Maus, unter allen Tieren bei ihm das verhassteste, weil es ihm schon so manchen Schabernack gespielt hat. Pst, Pst, Pst, fordern die Professorenlippen die Jungen auf, und schon ist sein Fuss bereit, dem frechen Nager den Tritt zu versetzen — da entdeckt der Meister das Spiel, ein freundliches Lächeln spielt um den Mund. „Na, der Witz war gut“, spricht der Professor, kehrt sich um und schreitet auf den Tisch zu. Die Situation ändert sich; er wendet sich um, deutet mit dem Zeigefinger auf die Nesseln, dann gegen den Pflanzenbringer, liest eine Handvoll Nesseln heraus; ein Lächeln wie Wetterleuchten spielt

um die Lippen; er tritt vor den betreffenden Schüler mit der Frage: „Wie heisst diese Pflanze?“ Keine Antwort ist erhältlich; nun holt der Meister aus, und Schlag auf Schlag fahren die Brennesseln herab auf das lockige Haupt. Die Procedur ist vorüber, mit festem Schritt steigt der Professor auf sein Podium. Ängstliche Stille — ringsum — das Notenbüchlein erblickt das Licht des Tages, und aller Augen sind auf dasselbe gerichtet — denn es enthält alle Treffer, aber auch alle Fehlschüsse, die jeder während des Jahres gemacht, in niedlichen Plus- und Minuszeichen wohl festgenagelt. Wie manche stille Verwünschung musste Theobalds Notenbüchlein einstecken! Ist der erste, der dran kommt, kapitelfest — dann kann sich das Unwetter legen; happerts — dann wehe dem sündigen Völklein; dann hagelts Minuszeichen, dass es einem schwarz vor den Augen wird.

Endlich verschwindet das Notenbüchlein, und der Professor fährt fort. Das Volk wird entschädigt für die Angst. Sei es eine Pflanze, sei es ein Vogelkopf oder ein Käfer, mit wenigen Strichen entwirft der Meister das Bild an der Wandtafel mit einer Naturtreue, in Form und Ausdruck, die uns oft in Staunen setzte. Wie es oft zu gehen pflegt, mutete Theobald seinen Schülern viel zu. So 2, 3, 5 Seiten seines Lehrbuches von einer Stunde zur andern gehörte zum gewöhnlichen Pensum, und mancher, der jetzt in hohen Staatsämtern steht, hat für Theobald „sämtliche Affen“ mehr als einmal schriftlich bringen müssen. Nur schwer konnten sich viele in die Eigenart des Lehrers fügen, und erst im spätern Leben dämmerte es in vielen seiner Schüler auf, dass Theobald trotz allem und allem doch ein guter Lehrer gewesen ist; denn man lernt nach und nach einsehen, dass eben vieles gelernt sein will, dass das Lernen kein Spiel, sondern Arbeit ist, und das Gedächtnis so gut der Kultur

bedarf als der Verstand, dass beide auf einander angewiesen sind und einander zu unterstützen haben. Dieses Princip lag Theobalds Unterricht zu Grunde. Und wenn er nicht immer verstanden wurde, so lag der Grund nicht im Lehrer, sondern nur zu oft in der mangelhaften Vorbildung und schwachen Willenskraft seiner Schüler.

Unwirsch, scharf abweisend gegen alles fade, zudringliche Geschwätz, legte Theobald geradezu eine, wir möchten sagen, mütterliche Langmut an den Tag, sobald er sah, dass ein Schüler den ernstlichen Willen hatte, ihm zu folgen. In solchen Fällen war Theobald die Bereitwilligkeit und Dienstgefälligkeit selbst. Sogar noch auf dem Todbette bestimmte er dem Sprechenden eine Anzahl von Pflanzen seines Herbariums und liess ihm dieselben durch die Post zukommen mit einer Entschuldigung, dass sie so lange in seinem Hause gelegen haben.

Zu den Glanzpunkten aus meinem Schülerleben gehört Theobalds Unterricht in der Geographie. Da erhielt man einen Einblick in den bewunderungswürdigen Reichtum auch der geschichtlichen Kenntnisse des Mannes. In wenigen, markigen Zügen wusste er die physikalischen Verhältnisse zu zeichnen und ein Bild voll Leben im empfänglichen Schülergeiste zur Entstehung zu bringen.

Bedenkt man, dass neben all dieser Arbeit die Besorgung des Naturalienkabinetes voll und ganz auf seinen Schultern lag, so muss man geradezu staunen, dass die Kraft nicht schon früher erlahmte.

Im Jahre 1866 wurde die bisher eisenfeste Gesundheit Theobalds ernstlich erschüttert. Ein Ausflug nach der Lenzerhaide, mitten im Winter 1867, brachte ihm schwere rheumatische Leiden. Nachdem er umsonst in Baden und

Bormio Heilung gesucht, schied er am 15. September 1869 aus diesem Leben.

Ein gewaltiger Felsblock, aus dem Herzen der Alpen stammend, zeigt dem Wanderer die Stelle, wo der treue Sohn der Berge ausruht von des Tages Mühen. Im Morgenglanz, wie im Abendglüh'n grüssen die Berghäupter ringsum das stille Plätzchen, das ihren Freund und Erforscher in seinem Schosse trägt. Sie halten treue Wacht eingedenk der Worte, die ihnen ein intimer Freund des Verstorbenen (Simmler) am Todestage zugerufen:

Und ehe noch die Totenglocken klingen,
Da habt auch Ihr das tiefe Leid vernommen,
Ihr Felsenhäupter, eisgekrönte Zinnen!
Der Jahr für Jahr voll Lieb' zu Euch gekommen,
Euch widmete sein ruhmverdientes Ringen,
O leuchtet ihm in Purpurglut entglommen!